

Über den Autor:

Harald Gilbers, geboren 1969, studierte Anglistik und Geschichte in Augsburg und München. Anschließend arbeitete er zunächst als Feuilletonredakteur beim Fernsehen, bevor er als freier Theaterregisseur tätig wurde. Er lebt in Erding bei München. *Germania*, sein erster Roman, wurde 2014 auf Anhieb mit dem angesehenen Friedrich-Glauser-Preis für das beste Krimi-Debüt ausgezeichnet.

Harald Gilbers

ODINS SÖHNE

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe September 2015

Knaur Taschenbuch

© 2015 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildungen: HIS329819 View of the ruined German Reichstag
with military vehicles in the foreground, Berlin 1945 (b/w photo) by
Puschkin, Boris (fl. 1940s); Deutsches Historisches Museum, Berlin, Germany;

© DHM; German, in copyright / FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51643-0

2 4 5 3 1

Für Rüdiger Doppler

1

*Konzentrationslager Auschwitz II,
nahe Birkenau
Donnerstag, 18. Januar 1945*

Seit seiner Begegnung mit Hitler wusste er, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Doch Hauser hatte jetzt keine Zeit, über diese ironische Schicksalswendung nachzudenken. Seinen Koffer unter den Arm geklemmt, hastete er den Stacheldrahtzaun entlang. Die eisige Luft stach in seinen Lungen.

Mit einem Krächzen flatterte ein aufgeschreckter Rabe in den Morgenhimmel, nur um sich wenige Meter entfernt wieder auf dem Boden niederzulassen. Vermutlich hatte der Vogel das Fleisch der Getöteten gekostet. Nun wartete er geduldig, denn er wusste, dass hier einiges für ihn zu holen war.

So etwas wie Ordnung schien im Lager nicht mehr zu existieren. Überall, wo man hinsah, liefen aufgescheuchte Uniformträger umher, wurden Befehle gerufen und kurvten ziellos Fahrzeuge herum. Nur die Evakuierungskolonnenführer schienen nach einem bestimmten System zu verfahren, während sie die weiblichen Häftlinge zusammentrieben, um sie in kleinen Trupps abmarschbereit zu machen.

In der SS-Unterkunft hatte Hauser seine letzten Habseligkeiten in die Manteltaschen gestopft, denn im Koffer war kein Platz mehr dafür. Nun lief er an der Hauptwache vorbei zurück in Richtung Süden. Er folgte im Schnee seiner eigenen Spur. Das war immer noch besser, als über die geräumten Wege zu laufen, auf denen sich trotz der Kälte Schlamm gebildet hatte. Hauser

hielt auf den nächsten Wachturm zu, weil er noch etwas zu erledigen hatte.

Er musste desertieren.

Es war zwecklos, sich noch etwas vorzumachen. Dies waren zweifellos die letzten Tage des Konzentrationslagers. In der vergangenen Woche, als die Winteroffensive der sowjetischen Armee begann, hatte sich Hauser bereits eine Strategie zurechtgelegt. In der Hektik des Aufbruchs durfte er sich nicht verwirren lassen. Seinem Plan zu folgen war die einzige Chance, sich unbeschadet aus der Affäre zu ziehen.

Hitlers Strategen hatten den jüngsten Vorstoß der Roten Armee bereits erwartet. Seit Ende November wurde im Konzentrationslager Auschwitz daran gearbeitet, die Spuren des Todeshandwerks zu verwischen.

Von Reichsführer SS Heinrich Himmler war der persönliche Befehl gekommen, die Krematorien zu demontieren. Die Motoren, mit denen die Luft aus den Gaskammern gepumpt wurde, kamen ins Konzentrationslager Mauthausen, die Rohrleitungen waren für Groß-Rosen bestimmt. Um die Sprengung der Krematorien und Gaskammern vorzubereiten, mussten Häftlingskommandos unzählige Löcher in die Wände schlagen. Die Verbrennungsgruben waren bereits zugeschüttet und bepflanzt worden.

Als die russische Offensive schließlich begonnen hatte, waren nicht wenige von Hausers Kameraden erleichtert. Die Zeit des Wartens war nun vorüber, die Anspannung vorbei.

Doch die raschen Gebietsgewinne von Stalins Armee wurden zu einer bösen Überraschung. Gestern Nachmittag traf schließlich die Meldung ein, dass der Feind dicht an das Konzentrationslager herangerückt war. Seitdem herrschte blanke Panik. Mit quietschenden Reifen waren in der Nacht Fahrzeuge vom Stammlager vorgefahren. SS-Sanitätsdienstgrade hatten den

Auftrag bekommen, noch hastig die Akten aus dem Frauen-Krankenbaulager zu verbrennen.

Ein letztes Mal stieg Hauser die Treppe des Wachturms empor. Der SS-Schütze, der heute den Posten übernommen hatte, war ein Jüngling mit weichem Kinn, vielleicht gerade mal zwanzig Jahre alt. Hauser kannte ihn gut. Es war für ihn ein Kinderspiel gewesen, den Schützen zu beeinflussen. Und er hatte pariert, hatte ihm dabei geholfen, in aller Heimlichkeit seine Flucht vorzubereiten.

Hauser betrat die Plattform. Der Jüngling wandte sich um und salutierte. Dumpf knallten die Hacken seiner Stiefel aneinander. »Herr Hauptsturmführer!«

»Stehen Sie bequem«, antwortete Hauser mit einem Lächeln und bot ihm eine Zigarette an. »Ich möchte mich noch für die Sache mit dem Eisenbahnwaggon bedanken.«

»Es hat also geklappt? Und die Papiere?«

»Das war kein Problem. Gestern ist alles rausgegangen. Gerade noch rechtzeitig.«

Ein letztes Mal blickte Hauser auf die Baracken hinab. Es war der Block Bla, den man schon im November geräumt hatte. Die dort untergebrachten weiblichen Häftlinge und Kinder wurden in das ehemalige Zigeunerlager BIIe überstellt, das jetzt als Transportlager fungierte. Wegen des Schnees, der sich auf den Dächern der unbewohnten Hütten angesammelt hatte, wirkten die braunen Ziegelwände noch schmutziger, als sie es schon waren. Plötzlich bemerkte Hauser, wie die Müdigkeit ihn erfasste. Die ganze Nacht über war er auf den Beinen gewesen, doch an Schlaf war jetzt nicht zu denken. Wenn er sich nicht verdächtig machen wollte, musste er zumindest noch die letzten Befehle ausführen.

Hauser überlegte. Nein, er hatte nichts vergessen.

Es war noch dunkel gewesen, als er vor ein paar Stunden mit

dem Auto die fünf Kilometer ins Hygiene-Institut nach Rajsکو gefahren war, um die eilig zusammengesammelten Forschungsunterlagen in seinem Gepäck zu verstauen. Dann hatte er die beiden gefüllten Flaschen aus ihrem Versteck geholt, sorgsam in Papier gewickelt und sie im Koffer zwischen den Akten so fest verkeilt, dass ihr kostbarer Inhalt geschützt war.

»Sind die Russen tatsächlich schon da?«

Die Frage des jungen SS-Schützen riss Hauser aus seinen Überlegungen. Der Jüngling blickte über die weite Landschaft nach Osten.

»Gestern haben sie Krakau angegriffen«, erklärte Hauser. »Kamen von Nordwesten. Unsere Stellungen wurden überrumpelt. Aus dieser Richtung hatten sie keinen Angriff erwartet. Das ist kein Rückzug mehr, was die Wehrmacht dort veranstaltet. Das ist Flucht. Generalgouverneur Frank ist bereits getürmt.«

Nur noch fünfzig Kilometer trennten sie von der Front. Auf einem ebenen Gelände wie hier war das eine erschreckend kurze Distanz. Hauser strengte seine Augen an, doch jenseits der Stadt Auschwitz konnte er nichts erkennen.

Stattdessen glaubte er, etwas zu hören.

Ein tiefes Grollen ertönte aus der Ferne. Schwere Motoren, Panzerketten. Am Horizont braute sich etwas zusammen. Und die Donnerwalze hielt genau auf das Lager zu.

Doch mit Erleichterung registrierte Hauser, dass sein Rückzugsweg über Kattowitz noch frei war.

Als er sich verabschiedete, fragte der SS-Schütze: »Sehe ich Sie dann in Groß-Rosen?«

Groß-Rosen war ihr Auffanglager, doch Hauser wusste, dass er dort nicht mehr auftauchen würde. Er hatte ein anderes Ziel im Sinn.

»Aber natürlich«, erwiderte er mit einem falschen Lächeln und ergriff seinen Koffer. »Bis später.«

Damit sein Auto in dem Durcheinander nicht gestohlen wurde, hatte Hauser es nahe der abgelegenen Kartoffellagerhalle geparkt.

Doch als er den letzten Wachturm passierte, blieb er überrascht stehen. Er blickte zum Auto und kniff seine Augen zusammen. Da, jetzt wieder. Eine Bewegung.

Ein Mann in feldgrauer Uniform saß hinter dem Steuer.

Hauser entscherte seine Handfeuerwaffe und hastete zu seinem Fahrzeug. Auf den letzten paar Metern verlangsamte er seine Schritte. Er duckte sich, damit er im Rückspiegel nicht zu sehen war. Sachte stellte er sein Gepäck ab und schlich dann mit gezückter Waffe um die Karosserie herum.

Die Gestalt im Auto hatte ihn noch nicht entdeckt. Nach vorn gebeugt hantierte der Mann unter dem Armaturenbrett. Er keuchte bei dem Versuch, den Anlasser kurzzuschließen. Wahrscheinlich war er auf die gleiche Idee wie Hauser gekommen. Er wollte sich davonmachen.

Hauser öffnete die Fahrzeughür und riss seine Waffe hoch.

»Ich befehle Ihnen, auszusteigen«, brüllte er.

Der Mann zuckte zusammen. Als er die Feuerwaffe sah, hob er die Hände. Dem Rangabzeichen zufolge handelte es sich um einen Untersturmführer der SS. Hauser hatte diesen Kerl noch nie gesehen, doch in einem großen Lagerkomplex wie Auschwitz war es nichts Besonderes, unbekannten Gesichtern zu begegnen. Unzählige Personen waren hier beschäftigt, wurden hierherversetzt oder wieder abkommandiert. Auch Hausers Arztkollegen arbeiteten häufig nur wenige Monate im Lager und verschwanden dann auf Nimmerwiedersehen.

»Na, machen Sie schon!«, rief Hauser, weil sich der Mann immer noch nicht bewegte. »Ich bin Lagerarzt und habe eine dringende Fahrt!«

Umständlich kletterte der Untersturmführer aus dem Fahr-

zeug. Hauser zeigte mit dem Lauf seiner Waffe in die Richtung des Lagers.

»Und nun verschwinden Sie!«

Der Mann setzte sich in Bewegung. Vorsichtig schaute er über seine Schulter zurück. Die ersten Schritte waren zögerlich, doch dann rannte er davon.

Hauser überlegte, ob er ihm in den Rücken schießen sollte. Wenn ihn der Kerl später wiedererkannte, konnte es gefährlich werden. Er blinzelte zum nächsten Wachturm empor. Der Wächter war schon längst auf ihn aufmerksam geworden und hielt sein Gewehr bereit.

Betont ruhig steckte Hauser seine Waffe in den Halfter. Obwohl im Lager alles drunter und drüber ging, hätte es zu großes Aufsehen erregt, hier jemanden einfach so abzuknallen. Vor allem, wenn es sich dabei um einen Angehörigen der SS handelte.

Vorsichtig legte Hauser seinen Koffer auf den Beifahrersitz, dann stieg er ein und startete den Motor.

Er nahm die südliche Route nach Auschwitz. Das war zwar ein Umweg, doch auf diese Weise musste er nicht an der Hauptwache vorbei. Er wollte jetzt nicht mehr riskieren, angehalten zu werden. Obwohl die Straße schlecht geräumt war, trat Hauser aufs Gaspedal.

Mit etwas Mühe fand er den Weg nach Tschenstochau. Das letzte Mal war Hauser Ende September in diese Richtung gefahren, als er von Hitlers Begleitarzt Hanskarl von Hasselbach die Einladung bekommen hatte, ihn auf der Wolfsschanze zu besuchen. Er war ein guter Bekannter aus seiner Zeit in Berlin. Hoffnungsfroh war Hauser damals zur Wolfsschanze gefahren, denn schließlich sollte er den Führer persönlich kennenlernen. Die erste Enttäuschung folgte bereits bei der Ankunft. Trotz des klangvollen Namens war die Wolfsschanze nicht viel mehr als ein unansehnliches und feuchtkaltes Betongebäude, Teil eines

Bunkersystems, im Schutze des dichten Waldes erbaut. Im Vergleich zu Hitlers repräsentativem Berghof am Obersalzberg wirkte der Befehlsstand ärmlich.

Es hieß, dass sich Hitler nach dem Attentatsversuch im Juli wieder gut erholt habe. Doch das Bild, das ihm der Diktator dann auf der Wolfsschanze bot, erschütterte Hauser. Zwar konnte man an Hitlers klarem Blick erkennen, dass sein Verstand nach wie vor auf Hochtouren arbeitete, aber der Körper des Führers befand sich in einer desolaten Verfassung. Er ging gebeugt, und das Gesicht war gelblich verfärbt. Doch was Hauser am meisten schockiert hatte, war das Zittern der Hände und des linken Beins. Statt dem Hitler, den er von Fotos her kannte, war ihm ein vorzeitig gealterter Mann begegnet.

Später hatte Hauser erfahren, dass er mitten in eine Palastrevolution geraten war. Hitlers Begleitärzte versuchten, den Leibarzt Dr. Morell abzusetzen, weil dieser dem Führer neben unzähligen, selbst zusammengebrachten Präparaten auch bedenkenlos Pillen gegen Blähungen verschrieben hatte, in denen sich Strychnin befand.

In Hitlers Entourage hatte sich Morell nicht nur durch seine Nähe zum Führer unbeliebt gemacht. Es spielte auch eine Rolle, dass er es mit der Körperhygiene nicht so genau nahm, die irritierende Angewohnheit besaß, beim Essen ungeniert zu rülpfen, und nach dem Mahl stets laut schnarchend schlief. Morells Fettleibigkeit und dunkle Hautfarbe waren ebenfalls eine Irritation, denn er ähnelte in auffälliger Weise dem gehässigen Zerrbild, das Hetzblätter wie *Der Stürmer* vom jüdischen Erzfeind zeichneten.

Damals auf der Wolfsschanze hatte von Hasselbach Hauser um eine Einschätzung von Hitlers Gelbsucht gebeten. Den Verdacht, dass so viel Strychnin in den Pillen enthalten war, um durch eine Schädigung der Leber eine Gelbsucht auszulösen,

konnte Hauser anhand der vorliegenden Daten nicht von der Hand weisen. Doch es war merkwürdig, dass die sonst üblichen Vergiftungssymptome bislang nicht aufgetreten waren. Zudem erschien ihm auch Morells Hypothese plausibel, dass eine Behinderung des Gallenflusses dahinterstecken könnte.

Hauser hatte von Hasselbach abgeraten, den Verdacht an die große Glocke zu hängen, doch sein alter Bekannter hatte zusammen mit anderen Begleitärzten den Stein bereits ins Rollen gebracht – mit dem Resultat, dass sie von Hitler entlassen wurden und Morell seine Position festigen konnte.

Doch auch für Hauser war der Ärztestreit ein schicksalhafter Moment gewesen, weil der Titan aus seiner Vorstellung zu einem Menschen geschrumpft war, einem Wesen, zusammengesetzt aus Muskelzellen, Nervensträngen, Knochen und Fettgewebe wie alle anderen auch. Und wie jedes Lebewesen war der Führer verletzbar. Obwohl Hitler gerade einmal Mitte fünfzig war, ließen sich die Zeichen eines fortschreitenden Zerfalls nicht ignorieren. Hauser wusste, dass es nur noch eine Frage der Zeit sein würde, bis der Körper des Führers aufgrund der immensen Strapazen seine Dienste versagen würde. Früher oder später würde Hitler sterben und sein Reich unvollendet hinterlassen.

Und was dann? Nachdem der auserkorene Kronprinz Heß nach England geflogen war, hofften gleich mehrere Parteigrößen, Hitler zu beerben. Gerüchten zufolge waren darunter auch Reichsführer SS Heinrich Himmler und Parteikanzleileiter Martin Bormann. Eine andere Alternative war Joseph Goebbels, dessen Propagandaministerium in den letzten Jahren immer mehr an Kompetenzen zugesprochen bekam. Doch Hauser interessierte das nicht mehr. Für ihn gehörte das alles zu einer Vergangenheit, unter die er einen Schlussstrich ziehen wollte.

Auf der schneebedeckten Straße überholte er mehrere Menschenkolonnen. Zerlumppte Gestalten, die von ihren Bewachern, das Gewehr im Anschlag, zur Eile angetrieben wurden. Als sich in der Winterlandschaft Gebäude abzeichneten, blickte Hauser kurz auf seinen Plan. Es war die Stadt Myslowitz. Dort musste er die Abzweigung nach Breslau finden. Hauser verlangsamte das Tempo und kurbelte auf der Beifahrerseite die vereiste Scheibe nach unten. Unangenehmer Frostwind blies ins Auto, als er wieder beschleunigte, doch er wollte sichergehen. Er brauchte klare Sicht, damit er den entscheidenden Wegweiser nicht übersah.

Nachdem er in Myslowitz die Hauptstraße in Richtung Westen gefunden hatte, fuhr er den Rest der Strecke im Windschatten eines Truppentransporters. Etwa dreißig Kilometer hinter Breslau erreichte er schließlich die Abzweigung nach Striegau, in dessen Nähe sich auch das Konzentrationslager Groß-Rosen befand.

Es war mittlerweile dunkel geworden. Hauser bremste ab und blieb mit laufendem Motor am Straßenrand stehen. Im Lichtschlitz der abgedeckten Scheinwerfer ragten die Wegweiser auf. Er überlegte, denn plötzlich waren ihm Zweifel gekommen. Bislang war noch nicht viel geschehen. Es gab keinen Hinweis darauf, dass er desertieren wollte. Noch konnte er alles rückgängig machen.

Doch wenn er jetzt geradeaus weiter in Richtung Cottbus fuhr, würde er die Brücken endgültig hinter sich abbrechen. Dann war er vor den eigenen Leuten nicht mehr sicher. Sie würden ihn jagen, alles daransetzen, ihn zu finden.

Andererseits konnte sich Hauser auch vorstellen, was geschehen würde, wenn er den anderen Fahrzeugen folgte und nach links abbog. Wenn in einigen Wochen die Rote Armee anrückte, würde man das Lager in Groß-Rosen ebenfalls evakuieren.

Meter für Meter würden ihn Stalins Truppen vor sich hertreiben.

Bis nach Berlin.

Hauser richtete den Lichtkegel seiner Taschenlampe auf die Straßenkarte. Bis zur Reichshauptstadt waren es etwa dreihundert Kilometer. Er hatte erst die Hälfte der Strecke hinter sich. Doch um sich selbst zu retten, musste er unbedingt zurück nach Berlin, wo sich die einzige Person befand, die ihm jetzt noch aus dieser Klemme helfen konnte.

Hildegard von Strachwitz.

Hauser ließ die Kupplung kommen. Schlitternd fuhr er geradeaus. In diesem Augenblick gab es keine Gewissheit mehr darüber, was die Zukunft für ihn bereithielt. Ihn überkam eine dunkle Ahnung, dass es letztendlich auf seinen Tod hinauslaufen würde. Doch bis dahin wollte er kämpfen, versuchen, sich dem Unabwendbaren zu entziehen.

Also ließ er Niederschlesien hinter sich zurück. Das Wichtigste war nun, Hilde zu finden.

2

*Berlin, Samstag, 20. Januar 1945 –
Sonntag, 21. Januar 1945*

Herr Meier, nehme ich an?«
Oppenheimer erstarrte. Sein Herz pochte bis in den Hals. Jemand stand dicht hinter ihm. Jemand hatte ihn angesprochen.

Meier? Da war doch was. Ja, das war jetzt sein Name. Er hieß nicht mehr Richard Oppenheimer, sondern Herrmann Meier. Obwohl er den neuen Namen schon seit fast einem halben Jahr führte, hatte er sich noch immer nicht an ihn gewöhnt.

Er hielt die Henkel der beiden Eimer so fest umschlossen, dass die Fingerknöchel weiß hervortraten. Hatte er sich verdächtig gemacht? Hatte er sich verraten? Er wusste, dass er aufgeschmissen war, wenn es sich um einen Beamten vom SD oder von der Gestapo handelte. Auf dem mit Glatteis überzogenen Gehweg konnte er nicht einmal fortlaufen.

Viel zu spät wandte sich Oppenheimer um, doch als er die gedrungene Gestalt des Fragestellers erkannte, atmete er auf.

»Herr Nowak? Was führt Sie denn hierher?«

»Entschuldigung, aber Sie müssen mir helfen«, sagte Nowak. Er zitterte am ganzen Leib, doch sein unruhiger Blick verriet, dass es nicht an der kühlen Temperatur lag. Irgendetwas hatte ihn aufgewühlt. Es musste schon sehr ernst sein, denn sonst hätte er nicht das Risiko auf sich genommen, ausgerechnet ihn zu kontaktieren, einen Juden, der unter falschem Namen untergetaucht war.

Oppenheimer führte Nowak in die Einfahrt eines zerstörten Gebäudes. In seiner zweiten Existenz hatte Oppenheimer gelernt, extrem vorsichtig zu sein. Er wusste, was geschehen würde, wenn ihn jemand entlarvte. Sie würden ihn ins KZ schicken, in den sicheren Tod. Immer wieder tauchten Gerüchte über Vernichtungslager im Osten auf. Und die Äußerungen von Soldaten auf Fronturlaub bestätigten die schauerlichen Vermutungen. Erst vor ein paar Wochen hatten zwei aus Auschwitz entkommene Tschechen im Schweizer Rundfunk von riesigen Waschräumen berichtet, in denen die Häftlinge systematisch vergast wurden. Für Oppenheimer gab es keinen Zweifel, dass diese Schilderungen der Wahrheit entsprachen.

Sowie sie um die Hausmauer gebogen waren und Nowak sich unbeobachtet fühlte, platzte es aus ihm heraus: »Bei mir daheim ist ein Toter. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Sie müssen mir helfen. Zur Polizei kann ich ja nicht.«

Oppenheimer fragte sich, welche Komplikationen es da geben mochte. Selbst für Zivilisten war der Tod mittlerweile zur Routinesache geworden. Doch schließlich verstand er. »Sie meinen, die Leiche ist bei Ihnen ... da oben in der Kammer?«

Nowak nickte beklommen. Der Tote befand sich also in dem für Untergetauchte reservierten Geheimversteck. Das war tatsächlich ein Notfall, bei dem man die Polizei nicht gut hinzuziehen konnte.

»Aber woher haben Sie meine Adresse?«, fragte Oppenheimer.

»Frau von Strachwitz hat sie mir gegeben.«

Das hieß, dass Hilde sicher bereits vor Ort war. Das war gut. Als Ärztin würde sie wissen, was zu tun war.

»Natürlich«, murmelte Oppenheimer, »natürlich helfe ich Ihnen. Leider kann ich Sie nicht zu mir hereinbitten. Es würde auffallen. Die Nachbarn, wissen Sie.«

Nowak nickte betreten. Oppenheimer wies auf seine beiden

Eimer, die randvoll mit dem sogenannten Oberflöz waren, einem Heizmaterial, das im Gegensatz zu Kohle ohne Marken erhältlich war. Oppenheimer hatte heute früh das Glück gehabt, zufällig beim Kohlenhändler vorbeizuschlendern, als eine neue Ladung geliefert wurde. Die letzten zwei Tage über hatte zwar Tauwetter geherrscht, doch tagsüber waren die Temperaturen wieder rapide gefallen. Zweifellos kam eine neue Kälte- welle auf Berlin zu, und Oppenheimer wollte Vorsorge treffen. »Machen wir es so«, schlug Oppenheimer vor, »ich bringe meine Eimer hoch, dann bin ich wieder da. Am besten, wir treffen uns am Zeitungsstand an der S-Bahn. Wir werden schon einen Modus finden.«

Damit ließ Oppenheimer Nowak zurück. Ohne große Anstrengung drückte er mit seiner Schulter die Haustür auf. In dem Mietshaus, das zwischen der Ringbahnstraße und den Gleisen der S-Bahn lag, waren die Grundfesten durch die Bombardierungen mittlerweile so verschoben, dass man die Tür nicht mehr verschließen konnte. Doch als Schutz vor der Kälte und dem Staub der Straße besaß sie noch einen gewissen Nutzen. Auch sonst war das Gebäude sehr marode. Selbst die massiven Steinbalkone auf der Straßenseite begannen schon zu bröckeln. Kaum hatte Oppenheimer seinen Fuß auf die knarzende Treppe gesetzt, um zu seiner Bude hinaufzusteigen, als im ersten Stock auch schon Beate Dargus aus ihrer Wohnung heraus- schaute.

»Ah, Herr Meier!«, flötete sie. »Müssen Sie dieses Wochenende nicht zur Arbeit?«

Oppenheimer bemühte sich, freundlich zu bleiben, obwohl er unter der Last der Brennvorräte schwer atmete. »Dieses Wochenende nicht. Ich bin erst am nächsten wieder eingeteilt.«

Frau Dargus trat auf den Treppenabsatz. Oppenheimer schätzte, dass sie etwas jünger als er selbst war. Vielleicht Anfang vier-

zig. Normalerweise hätte sie im Arbeitseinsatz stehen müssen, denn vor einigen Monaten hatte Propagandaminister Goebbels in seiner Funktion als *Reichsbevollmächtigter für den totalen Kriegseinsatz* eine Urlaubssperre verhängt, von der nur Frauen über fünfzig Jahren und Männer über fünfundsechzig Jahren ausgenommen waren. Zuvor hatte die Regierung die Wirtschaft vollständig umgekrempelt. Die meisten Unternehmen stellten jetzt nicht mehr ihre angestammten Waren her, sondern fertigten – von Gummistiefeln bis hin zu schwerer Kriegsmaschinerie – alles an, was an der Front benötigt wurde. Doch weil die Rohmaterialien immer knapper wurden, hatte die Belegschaft in den Betrieben auch immer weniger zu tun. Zwar war es ihre Pflicht, sich zu Schichtbeginn an ihrer Arbeitsstelle zu melden, doch dort warteten sie zumeist untätig an stillstehenden Bändern auf den Feierabend.

Nur Frau Dargus konnte bis auf weiteres zu Hause bleiben, weil auf das Gebäude der Firma, für die sie gearbeitet hatte, vor einigen Wochen Bomben gefallen waren und man sie noch nicht neu eingeteilt hatte. Seitdem verdiente sie sich nebenbei ein paar Mark mit Näharbeiten.

Als Oppenheimer vor ihr stand, kam er nicht umhin, ihre lockere Bekleidung zu bemerken. Wie üblich trug sie nur ihren hellbraunen Morgenmantel aus einem seidenartig schimmernden Material. Möglicherweise kleidete sich Frau Dargus so locker, weil sie meistens in ihrer Wohnung an der Nähmaschine saß, aber Oppenheimer ahnte aufgrund ihrer wiederholten Annäherungsversuche, dass sie ihr Dekolleté nur deshalb entblößte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Und tatsächlich waren alle Voraussetzungen für eine schnelle Affäre gegeben. Oppenheimer hatte ein Zimmer gemietet, das bereits mit Mobiliar ausgestattet war, und *Möblierte Herren* wie er galten in der Regel als alleinstehend. Zu seiner neuen Iden-

tität als Herr Meier gehörte leider auch, dass niemand im Haus von seiner Ehefrau wissen durfte. Seit er vor einigen Monaten offiziell für tot erklärt worden war, lebten sie gezwungenermaßen getrennt voneinander. Weil Lisa eine sogenannte Arierin war, hatte die Ehe mit ihr Oppenheimer lange Zeit vor dem Abtransport ins KZ geschützt. Trotz unzähliger Schikanen war Lisa nie der Gedanke gekommen, sich scheiden zu lassen. Selbst die letzten Jahre, als sie mit anderen Leidensgenossen in einem *Judenhaus* untergebracht waren, hatte sie stoisch ertragen. Oppenheimer hoffte, dass er irgendwann die Möglichkeit bekommen würde, all die Nachteile, die Lisa wegen ihm in Kauf nehmen musste, wiedergutzumachen.

Doch vermutlich hätte die Tatsache, dass er insgeheim ein verheirateter Mann war, für Frau Dargus keinen großen Unterschied gemacht, denn in Berlin waren die Sitten unter dem Eindruck der täglichen Bombardements deutlich lockerer geworden. In den letzten Monaten hatte man unzählige Ehefrauen mit ihren Kindern auf dem verhältnismäßig sicheren Land untergebracht. Gleichzeitig waren die meisten Ehemänner, wie auch der Gatte von Frau Dargus, als Soldaten an der Front eingesetzt. Viele der alleingelassenen Ehepartner spürten angesichts des täglichen Sterbens einen großen Lebenshunger und waren allzu gern dazu bereit, die ständige Unsicherheit und Gefahr in den Armen eines Partners auf Zeit zu vergessen.

»Machen Ihnen diese ewigen Nachtschichten denn nichts aus?«, wollte Frau Dargus wissen.

Weil Oppenheimer es eilig hatte, antwortete er kurz angebunden: »Man kann es sich leider nicht aussuchen. Aber entschuldigen Sie.«

Er versuchte, sich mit den beiden Eimern um Frau Dargus herumzuschlingeln, ohne dabei auf ihren wogenden Busen zu schauen.

Es gelang ihm nicht.

»Ja, ähm, vielen Dank, Frau Dargus.«

»Aber Sie können mich doch Beate nennen.«

Oppenheimer nickte nochmals und brummelte etwas vor sich hin. Doch als er die letzten Stufen zu seiner Wohnung emporstieg, beschäftigte ihn bereits wieder der Gedanke an den Toten. Eines war ihm bewusst: Obwohl er heute zur Abwechslung keine Nachtschicht hatte, würde er vermutlich erst sehr spät ins Bett kommen.

Und das lag nicht an Frau Dargus.

»Eine schöne Scheiße hat er uns da eingebracht!«

Hilde blickte auf den in Decken gewickelten Leichnam hinab. Oppenheimer stand ebenfalls vor der Matratze und versuchte erfolglos, Nowak gegenüber Zuversicht auszustrahlen. Es ließ sich nur schwer überspielen, dass beim Anblick des engen Zimmers wieder die alte Beklemmung von ihm Besitz ergriffen hatte. Oppenheimer kannte diese Kammer nur allzu gut. Er konnte kaum glauben, dass er es fast neun Wochen hier drinnen ausgehalten hatte.

Der fensterlose Raum maß zwei mal drei Meter und war ursprünglich als Speisekammer gedacht. Weil lediglich eine nackte Glühbirne den Raum erhellte, konnte man zwischen Tag und Nacht nicht unterscheiden. Nur anhand der Geräusche aus den anliegenden Wohnungen und der jaulenden Sirenen bei einem Luftangriff war erkennbar, dass die Zeit voranschritt. Wenn es jedoch still blieb, dehnten sich die Sekunden, bis sie wie Minuten erschienen. Als er auf den Toten blickte, konnte er sich gut vorstellen, was er hier oben durchgemacht hatte.

Im Sommer vergangenen Jahres hatte Oppenheimer der SS bei der Aufklärung einer Mordserie geholfen. Obwohl der mit der Aufklärung des Falles beauftragte Hauptsturmführer Vogler